

Nr. 88 Bydgoszcz, 18. April Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

4.

Juranitsch, der Polizeipräsident, war ein gepflegter alter Herr mit gescheiteltem weißem Haar, einem hochgedrehten, pechschwarz gefärbten Schnurrbart und hellen, forschen Augen. Er war Offizier gewesen im alten Österreich, hatte die geschmeidigen, ein wenig lässigen Gesten einer entschwundenen Generation von Kavalieren und sprach ein näselndes, gezogenes Wienerisch.

Und vor ihm saß Cannenburgh.

Er hatte die Zähne aufeinandergepreßt und sein Gesicht glühte vor Zorn. Er hatte ein Gefühl, als müsse er jeden Augenblick explodieren und dieses ganze elende Polizeibüro mit in die Luft sprengen. Ihn mitten auf der Straße zu verhaften! Es war unglaublich!

„Herr Golowin —“, sagte der Polizeipräsident, allein er hielt sofort inne, denn Cannenburgh schlug die Faust auf den Tisch, daß die Bleistifte erschreckt hochsprangen.

„Ich heiße nicht Golowin!“ schrie er maßlos. „Hören Sie endlich auf mit diesem Unsinn! Ich habe genug davon! Ich wünsche in Frieden gelassen zu werden! Ich wünsche meiner Wege zu gehen! Ich habe nichts, nichts mit Ihrem Golowin zu schaffen, verstanden? Ich heiße Cannenburgh. Mein Paß liegt vor Ihnen, was wollen Sie denn um des Himmels willen noch von mir?“

„Ich muß Sie bitten, sich zu mäßigen“, sagte Juranitsch, „ich tue nur meine Pflicht.“

„Was schert mich Ihre Pflicht!“ schrie Cannenburgh. „Seit wann werden durchreisende Fremde auf die Polizei geschleppt, seit wann beschäftigen sich Polizeipräsidenten mit Paßkontrolle? Was soll das alles? Halten Sie mich für einen Spion? Wofür halten Sie mich? Telegrafieren Sie doch nach Wien! Dann werden Sie erfahren, wer ich bin!“

Juranitsch sah ihm aufmerksam ins Gesicht.

„Sie sind sehr nervös“, sagte er unerschütterlich. „Oder tun Sie nur so? Aber wie dem auch sei. Es war unvermeidlich, daß ich Sie hierherbitten ließ. Wie Sie sehen —“, er deutete mit seiner schmalen, gelben Hand auf den Telefonapparat — „es kommen ununterbrochen Anrufe, daß Sie in der Stadt gesehen wurden. Es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Leuten den Auftrag zu geben, Sie hierherzubitten.“

„Aber sagen Sie mir doch endlich, was hier los ist“, rief Cannenburgh, „ich bin noch keine Stunde in dieser Stadt und habe mit niemandem etwas zu tun gehabt! Was will man denn von mir, zum Donner? Auf Schritt und Tritt werde ich angeglotzt wie ein Weltwunder, die Leute bleiben auf der Straße stehen und machen sich gegenseitig auf mich aufmerksam, ja, sie entblöden sich nicht, hinter mir her zu gehen — was soll denn so ein Unfug? Hat man in diesem lächerlichen Nest noch keinen Menschen gesehen mit zwei Augen und zwei Ohren?“

„Bitte, bitte“, sagte Juranitsch besänftigend, „regen Sie sich nicht auf. Es wird alles aufgeklärt. Ob Sie Golowin sind oder nicht — ich muß das gleich vorweg betonen — es liegt absolut nichts gegen Sie vor, bitte das zur Kenntnis zu nehmen. Es handelt sich lediglich — eh — um die Überprüfung Ihrer Papiere. Wenn Sie nämlich tatsächlich Golowin sind — dann —“ Der Polizeipräsident hüstelte und sah abwartend in Cannenburghs Reisepaß.

„Dann“, fuhr Cannenburgh aufgebracht fort, „ist mein Paß gefälscht. Das wollen Sie doch zum Ausdruck bringen, wie?“

„Es müßte ja dann wohl so sein“, sagte Juranitsch mit einem Lächeln, das weit eher in den barocken Salon einer gräflichen Dame gehörte, als in das nüchterne Amtszimmer eines Polizeibeamten.

„Sie müssen aber doch wissen, ob ich Golowin bin oder nicht!“ rief Cannenburgh, „Sie kennen ihn doch! Die ganze Stadt scheint ihn ja zu kennen! Sehen Sie mich doch genau an! Merken Sie denn nicht, daß ich Ihr Golowin nicht bin?“

Der Polizeipräsident fächelte immer noch.

„Ich sehe Sie ohne Unterlaß an“, sagte er mit einem seltsamen Unterton in der Stimme, „ich tue ja gar nichts anderes, als Sie ansehen. Und ich höre auch Ihre Stimme. Aber es ist mir beim besten Willen nicht möglich, auch nur den geringsten Anhaltspunkt dafür zu finden, daß Sie Golowin nicht sind.“

Cannenburgh warf sich in seinem Stuhl zurück, daß es krachte, und schlug mit der flachen Hand auf sein Knie.

„Das ist aber doch wirklich —“ Plötzlich, aus unerklärlichen Gründen war seine Wut verflogen, und er lachte auf. Es war ein schallendes, nervöses, gereiztes Lachen. „Sie sind also der Meinung, daß ich einen falschen Paß habe, wie?“

„Ob falsch oder echt — verstehen Sie mich wohl: es ist mir unvorstellbar, daß Sie Golowin nicht sein sollen.“

„Telegrafieren Sie doch nach Wien! Man wird Ihnen bestätigen, daß der Paß echt ist, daß ich Friedrich Cannenburgh bin, daß ich am Bakteriologischen Institut angestellt bin. Es ist doch eine Kleinigkeit, so ein Mißverständnis aufzuklären.“

„Meinen Sie?“ Juranitsch sah ihn spöttisch an. „Es könnte aber doch sein, daß Sie tatsächlich Friedrich Cannenburgh heißen, daß Ihr Paß echt ist und Sie tatsächlich am Bakteriologischen Institut in Wien angestellt sind, [illegible] aber vermag zu sagen, ob Sie nicht dennoch vor [illegible] Jahren hier in Boguslawa unter dem Namen Golowin gewesen sind, daß also Golowin der falsche und Ihr jetziger Name der richtige ist?“

„Aber ich war noch nie im Leben in Boguslawa!“

„Wie wollen Sie das beweisen?“

„Beweisen! Wenn Sie mir genau sagen, von wann bis wann dieser Golowin hier war, dann werde ich Ihnen

meinerseits sagen, wo ich mich zu dieser Zeit aufgehalten habe. Zumindest, falls es mir noch möglich ist, das festzustellen, nach so langer Zeit."

„Aha!" rief Juranitsch mit schmalen, spötischen Augen. „Falls es Ihnen noch möglich ist! Ich glaube, es wird Ihnen bestimmt nicht möglich sein, wie?" Er lachte kichernd, fuhr aber sogleich fort: „Verstehen Sie mich recht, Herr Doktor Cannenburgh" — er betonte diesen Namen in besonderer Art — „ich wiederhole ausdrücklich, daß nicht das geringste gegen Sie vorliegt — vorausgesetzt natürlich, daß der Reisepaß in Ordnung ist, woran ich keine Sekunde zweifle. In spätestens zwei Stunden wird der Bescheid aus Wien vorliegen. Sie werden gestatten, daß ich bis dahin Ihren Paß zurückbehalte."

Cannenburgh zuckte die Achseln. „Was bleibt mir anderes übrig? Ich muß mich ja wohl fügen."

Plötzlich neigte sich der Polizeipräsident vor.

„Haben Sie schon mit Madeleine Rado gesprochen?"

Cannenburgh runzelte ein wenig die Stirn. Er blickte prüfend in das gespannte, lauernde Gesicht, das sich ihm näherte. Dieser alte Fuchs wollte ihm eine Falle stellen! Aber gleich darauf mußte er lächeln.

„Sie verschwenden Ihre kriminalistischen Fähigkeiten, Herr Polizeipräsident", sagte er ironisch, „wirklich, glauben Sie mir, ich bin nicht Golowin. Ich kenne auch keine Dame namens Madeleine Rado."

Aber Juranitsch ließ sich ebensowenig verblüffen wie Cannenburgh. Unbeirrt fuhr er fort: „Sie verlobt sich übrigens heute abend."

„Gratuliere", sagte Cannenburgh sarkastisch.

„Mit Kablinski natürlich", plauderte der Polizeipräsident arglos, „es war ja nicht anders zu erwarten. Alte Liebe rostet nicht. Aber merkwürdig, daß Sie gerade heute nach Boguslawa kommen, gerade, als hätten Sie es geahnt."

„Wieso ich? Habe ich denn mit der Dame etwas zu schaffen? Sie müssen schon entschuldigen, aber ich bin über meine Beziehungen in Boguslawa nicht informiert."

Juranitsch lachte.

„Man könnte wirklich glauben —", er brach ab und wandte den Kopf dem Fenster zu. „Übrigens bin ich heute abend Gast im Hause Rado, falls Sie das interessiert."

„Ehrlich gesagt — überhaupt nicht", sagte Cannenburgh. „Mein einziges Interesse ist, diesen verhexten Ort sobald wie möglich und unangefochten zu verlassen. Ich bin durch einen unglückseligen Zufall hierher verschlagen worden, und ich fahre morgen früh nach Bulgarien."

„Was machen Sie in Bulgarien", fragte Juranitsch schnell.

„Bakteriologische Studien", versetzte Cannenburgh prompt.

Der Polizeipräsident schwieg und blickte auf seine manikürten Fingernägel. Und dann sagte er:

„Es ist natürlich möglich, daß durch Ihre Anwesenheit in Boguslawa Zwischenfälle ausgelöst werden, die Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten. Ich nehme an, daß Sie sich darüber im klaren sind."

„Überhaupt nicht", sagte Cannenburgh gereizt. „Und ich muß Sie schon bitten, Herr Polizeipräsident, mit offenen Karten zu spielen. Ich weiß, Sie sind felsenfest davon überzeugt, daß ich dieser Golowin bin. Ich kann Ihnen diese Überzeugung nicht nehmen, aber ich muß Sie bitten, auf die Gefahr hin, daß Sie es nur für eine besondere List von mir halten, mir doch wenigstens zu sagen, wer dieser Golowin überhaupt ist, was er getan hat und was für Zwischenfälle — wie Sie soeben andeuteten — zu erwarten sind. Sie werden begreifen, daß ich dies zumindest wissen muß."

„Tja —" Juranitsch zog die Stirn kraus und legte den Kopf auf die Seite. „Das ist schwer zu sagen. Ich kann nur immer wiederholen, es liegt nichts gegen Sie — ich meine, gegen Golwin, vor. Amtlicherseits, wohlgemerkt."

Cannenburgh warf die Hände in die Luft.

„Amtlicherseits! Nichtamtlicherseits! Ich will wissen, wer dieser Mensch ist!"

Juranitsch lachte ausweichend.

„Aber bitt' schön, was soll ich Ihnen darauf antworten? Privat kann ich mich nicht dazu äußern, weil ich — wie gesagt — zu sehr davon überzeugt bin, daß Sie selbst der Mann sind, nach dem Sie fragen, und als Amtsperson wiederum kann ich Ihnen nur sagen — ja, was soll ich Ihnen da sagen?" Es war ein fast drohender Blick, den er Cannenburgh zuwarf: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Ich hoffe, Sie verstehen?"

Cannenburgh schloß sekundenlang die Augen. Es war, als ob man gegen Wände anrannte! In welche unselige, elende Geschichte war er da hineingeraten . . .

„Ich bin es müde", sagte er schließlich, „Ihnen immer wieder zu versichern, daß ich Ihre versteckten Andeutungen unverständlich und lächerlich finde. Ich will auch nichts mehr davon wissen. Nur auf eins mache ich Sie aufmerksam: Sollte es sich bewahrheiten, daß es zu Zwischenfällen kommt, die für mich nur im geringsten unangenehm sind, dann werde ich Sie, Herr Polizeipräsident, dafür verantwortlich machen." Er stand auf und griff nach seinem Hut. „Es ist ja nicht einzusehen, wie ich dazukäme, irgend welchen Dingen ausgesetzt zu sein, nur weil ich zufällig einem Menschen namens Golowin ähnlich sehe."

„O bitte, bitte", sagte Juranitsch, während er sich geschmeidig erhob, „ich habe ja nur gesagt, daß es möglicherweise" — er dehnte das Wort — „zu Zwischenfällen kommen könnte. Aber da Sie sowieso schon morgen früh weiterfahren — Sie fahren doch morgen früh nach Belgrad, wie?"

Cannenburgh sah ihn an. Wiederum fühlte er, wie eine heiße Welle, Wut in sich aufsteigen. Aber er unterdrückte sie und sagte:

„Ich glaube, deutlich genug gesprochen zu haben. Ich wüßte auch wirklich nicht, was mich in dieser überaus gastfreundlichen Stadt noch länger zurückhalten könnte."

„Aber ich bitt' Sie!" rief Juranitsch aufgeräumt, voll falscher Liebenswürdigkeit. „Sobald der Bescheid aus Wien da ist, schicke ich Ihnen sofort Ihren Paß ins Hotel, und morgen früh fahren Sie nach Belgrad und alles ist erledigt, nicht wahr? Ich wünsche Ihnen gute Reise, Herr Dr. Cannenburgh."

„Danke", sagte Cannenburgh kalt und verließ das Zimmer.

Aber kaum war er draußen, da fiel Juranitsch mit einem Ausdruck von Verbissenheit über das Telefon her.

„Kommissar Stojan!" rief er mit flammendem Gesicht. „Golowin verläßt soeben das Präsidium. Sofort zwei Mann hinter ihm her! Wenn Sie ihn auch nur eine Sekunde lang aus dem Auge verlieren, dann gnade Ihnen Gott!"

Und er trat ans Fenster und sah Cannenburgh über den Platz gehen. Seine Augen wurden schmal. Er wippte ein wenig auf und nieder, wobei seine spitzen, mit Stoff eingelegten Lackschuhe leise krachten. Er strich sich den schwarzen pomadisierten Schnurrbart aufwärts.

Dann blickte er auf die Uhr. Es war sieben. Der Wind hatte sich gelegt. Das Laub der Bäume regte sich nicht.

Es war Zeit, nach Hause zu gehen und sich umzuziehen. Er drehte sich scharf auf dem Absatz herum. Er bedauerte es jetzt nicht, zu Madeleine Rados Verlobung gehen zu müssen. Er hatte eine feine Nase für Witterungen und er wußte, wenn Golowin in der Stadt war, dann gab es Skandal und Explosion.

Er lachte in sich hinein und rieb sich die Hände. Er hatte seine Freude daran. Denn diesmal, das hatte er sich geschworen, diesmal sollte ihm dieser Golowin nicht entwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Höllenfahrt.

Erzählung von Herbert Reinhold.

Als er sich entschlossen vom Ufer abstieß und das kleine Boot in die kräftige Strömung steuerte, daß es sogleich tänzelnd dahinschoß, hatte er keine Zeit, noch einmal nach den Kameraden zurückzuschauen, die ihm kopfschüttelnd nachstarrten und jetzt wohl um ihn bangten. Diese Fahrt war wahrlich ein kühnes Unternehmen, nicht nur ein sportliches Wagnis schlechthin, auch eine Tat, eines Menschen ganzen Einsatzes würdig. Als Meister seines Faches durfte er es sich getrauen, den Wildfluß auch auf dem noch unerforschten unterirdischen Verlauf zu befahren; er war der einzige, der Aussicht hatte, das zu vollenden, was andere gleich mutige vergebens unter Einsatz ihres Lebens versuchten. Nun war er unterwegs, es gab kein Zurück. Das Boot gehorchte seiner geschickten Führung, ringsum schäumten und brandeten die Wasser, es gischtete und kochte, und er vermeinte bald, noch nie so schnell gefahren zu sein. Voraus stachen ungeheure Felsriesen in den klaren Himmel, Schnee lag auf ihren zerrissenen Scheiteln, dort war eine Straße. Sie senkte sich gegen das Flußbett, aber plötzlich rückten die Ufermauern zusammen. Und da, schon nahe, war das klaffende Tor zur Finsternis!

Der Mann im Boot warf den Kopf zurück und drückte das Paddel gegen die Strömung, als wollte er das Unmögliche vollbringen und anhalten. Aber er dachte nicht daran, nur die Weite des Himmels wünschte er vor der Reise durch die Hölle noch einmal zu sehen, hängende Felsen, zerzauste Bäume, grüne Flechten, Gras und Busch und einen Rest goldener Sonne. Er atmete tief, beugte sich dann vor, schaltete einen Scheinwerfer ein und war im Nu in ein Felsentor geschossen. Donnerten bislang die Wasser, daß kein anderes Geräusch aufkam, so brauste und brodelte und widerhallte es plötzlich mit solcher Macht, daß die Ohren dröhnten und schmerzten. Die Augen wollten sich nicht sogleich an das künstliche Licht gewöhnen, die Lampenstrahlen verzerrten alles Gesichtete in das Groteske. Der Fluß zwängte sich durch einen gewundenen Höhlenschlauch. Hüben und drüben waren die Mauern ausgewaschen. Gischt spritzte hoch, von oben rieselte ein Regen, und das Boot sprang, tanzte und sackte in tollem Wechsel.

Der Mann im Boot glaubte sich gegen alle Zwischenfälle genügend gewappnet. Ihn ängstigte weder der Lärm noch die Seltsamkeit der Umgebung. Die Lippen biß er zusammen, die Fäuste packten das Paddel, das bald nicht senkrecht noch waagerecht zu handhaben war. Das Flußbett verengte sich mehr und mehr. Die Wasser stürzten in eine gähnende Weite, und das Boot schoß unheimlich rasch vorwärts. Er wußte, daß er das Paddel, sein Steuerwerkzeug, handhaben mußte, wollte er nicht die Gewalt über das Boot verlieren; er versuchte es auseinanderzunehmen, doch noch während er sich mühte und vergebens kämpfte, geschah es, daß sich die Wasser plötzlich beruhigten und sich vor ihm ein Dom auftat.

Das Boot lag fast unbeweglich im Wasser, das klar und tief und still war. Hoch oben wölbten sich weiße Felsen in seltsamen Bögen. Ringsum rieselte es verloren von glitzernden Mauern, und nah und fern ebbte der Hall eines Getöses. Der Mann kostete die Stille aus, legte das nun auseinandergenommene Paddel quer und wartete. Und während er so wartend Kraft schöpfte für die bevorstehenden Kämpfe, tat er unbewußt einen Blick in sein Leben, das nun einmal hinter ihm lag. Das Buch seiner Tage lag offen vor ihm, er sah sich als Kind, als Bursche, als Mann; er sah Eltern, Geschwister, Freunde, das Mädchen, sah Himmel, Ferne und Heimat, sah Licht und Sonne und Sturm und Regen. Bilder zogen an ihm vorüber, eindringlich deutlich, und als er wie erschöpft die Augen schloß und sie dann wieder weitete, vermeinte er sich nicht nur in das Unterirdische, sondern in die Ewigkeit selbst versetzt. Er erschrak und wollte seine Stimme klingen lassen, aber etwas preßte ihm den Mund zu. Da stieß er sich die Fäuste hart gegen die Brust, bis er einen Schmerz fühlte, und dann nahm er die Paddelhälften und gab sich selbst das Kommando zur Weiterfahrt.

Wieder schäumte der Fluß durch einen Höhlenschlauch, und wieder tosten und brandeten die Wasser. Der Paddler lächelte grimmig. Nun war ihm dieser Höllenteil nimmer fremd, unvermittelt fand er sich in seinem Element, mal rechts, mal links gebrauchte er das Paddel, zwang das Boot und die Strömung unter seinen Willen, und er schnaufte vergnügt, denn der Kampf freute ihn. Schon sah er sich als Sieger in die Helligkeit zurückgekehrt, da hob es ihn fast vom Sitz. Der Bootsbug bäumte auf, im Nu war er in einen Gischt verstrickt, es schleuderte ihn willenlos voran, er hörte und sah nichts, spürte nur einen Fall und kurz darauf ein Auftauchen. Über ihm schlugen Wogen zusammen. Er tauchte tief, kam hoch, das Boot drehte sich, kreiste, wirbelte, und als er sich endlich zurechtfand, daß er einen Fall überfahren und in einen Wirbel geraten war, suchte er vergebens nach dem Paddel. Jäh stieg ihm eine schlimme Befürchtung auf, daß er ohne Paddel den Wassern preisgegeben war. Der Gedanke, nun von sich aus nichts mehr zum Gelingen der Durchfahrt beitragen zu können, erschreckte ihn so, daß er sich des mitgeführten zweiten Paddels nicht erinnerte. Die Arme grub er in die Fluten, stieß den Körper vor und hoffte im übrigen auf ein Wunder.

Das Wunder geschah. Von selbst spie der Wirbel das Boot aus, daß es weitertrieb, in einen Schlund hinein, der so niedrig war, daß sich der Paddler duckte. Die Strömung war gewaltig und schnell, die Fahrt steigerte sich zum Schießen, nur minutenlang währte sie, aber sie sparte keine Schrecken. Von oben her plumpste ein Felsbrocken nieder, der traf den Bug und zerschmetterte den Scheinwerfer und die Bootsleinwand. Sofort versank alles in Dunkelheit, und im Nu drang Wasser durch das Leck ins Bootsinnere. Schlund und Fluß und Fels und Wasser verschwanden, es gab keinen Anfang und kein Ende, es waren nur Finsternis und Lärm, ein Boot, ein Mann, Tod und Leben. Der Paddler stemmte die Füße gegen das Leck; etwas zu unternehmen wagte er nicht, und plötzlich überkam ihn eine tiefe Erschöpfung. Da schrie er vor sich hin, er fand sich im Fluchen und Beten, ob Tod oder Leben, das war ihm jetzt einerlei. Er hoffte nicht, er bangte nicht, er kämpfte nicht, aber gab sich auch nicht verloren. Eine grenzenlose Leere war in ihm.

Plötzlich spürte er, daß sein Boot stand, und zugleich sah er ein zages Licht schimmern, von weither und von oben. Das Licht war bleich und matt, aber ihm dünkte es ein Sonnenstrahl, Sinnbild des Lebendigen, es gab ihm Glaube und Stärke zurück, daß er sich zusammenriß und beinahe gelassen das Leck zu verstopfen begann. Dabei fand er das Zweitpaddel, das er lange in der Hand wog. Dann röchelte er, tastete an sich herum und suchte nach der Uhr, bis er sich sagte, wie bedeutungslos die Zeit war. Er starrte nach voraus, hinter den Lichtschimmer weg in einen neuen Schlund, und er schloß die Augen, als er einen kräftigen Paddelschlag tat, daß das Boot wieder in die Strömung geriet.

Nichts anderes vermochte er zu tun, als das Tempo der Fahrt abzubremsen. Er strengte sich an und keuchte, und es war merkwürdig, daß dieses Schießen durch die Finsternis, durch das Unbekannte, ihm die gewohnte Sicherheit zurückgab. Bald war er der große Paddler, als den man ihn kannte und rühmte, nun gab es nichts mehr, das ihm den Sieg über die Hölle nehmen konnte. Sein Mut und seine Zuversicht wuchsen an den Gefahren, die ihn umgaben. Das Boot stieß alle Augenblicke an, oft kreischte es, dann tauchte es tief, einmal war es nahe am Kentern, und ein andermal wollte es nicht vom Fleck. Hier und da probte er seine Kräfte und seine Gewandtheit, er knurrte alleweile und sparte nicht mit aufmunternden saftigen Ausdrücken. Auch das Unterirdische war zu meistern von einem, der das Wollen dazu hatte, das wußte er nun.

Da geriet er in einen Mahlstrom. Es geschah so allmählich, daß er es anfangs nicht glaubte. Erst als das Boot dem kräftigsten Paddelschlag nicht gehorchte, als es kreiste, schnell und schneller, als es eine Macht nach innen und unten zerrte, ahnte er, daß ihn jetzt der Schrecken aller Schrecken erwartete. Er kämpfte verbissen und hartnäckig gegen das Schicksal, das ihn forderte, wie es hier an dieser Stelle alle seine unglücklichen Vorgänger gefordert hatte. Nach dem, was er hinter sich hatte, hoffte er kraft seines Wollens durchzukommen, aber als es ihn weiter und weiter nach unten zog, als das Boot unversehens fast vollschlug, wechselte seine Stimmung sofort, und eine niegekannte Angst vor einem qualvollen Ende stieg ihm auf. Er sah sich ertrunken im Grunde des Mahlstromes liegen. Er erlebte

seinen Tod und alles, was nach ihm war, und da packte ihn ein Grimm, der nichts als Verzweiflung war, daß er etwas tat, das er späterhin als einen triumphalen Sieg der Vernunft über den Glauben an das nackte Können bezeichnete. Die Sicherungsgurte riß er sich vom Leibe, knotete eine Bootsleine an den Hüftriemen, noch einmal stieß er das Paddel gegen die Wasser, dann sprang er hoch und war mit einem Satze irgendwo in den Fluten, aber, das faßte er sogleich, auch aus dem Bereich des Mahlstromes.

Der Kampf um das Boot war ein Meisterstück sachlicher Überlegung und überragender Ruhe, die eben nur ein Mann angesichts des Todes haben kann. Der Paddler entkam dem Mahlstrom, weil er auch in der Hölle die Kraft des Lebens nicht vergaß. Ohne zu wissen wie, saß er wieder im Boot, hatte das Paddel in den Fäusten und steuerte durch ein winziges Loch, das er mehr ahnte als sah. Bei einem vorsichtigen Aufrecken schlug er sich eine Wunde in den Kopf, er spürte Blut sikern, aber er achtete nicht darauf. Voraus sah er ein Licht schimmern, hörte eine fürchterliche Brandung tosen, und der Herzschlag drohte ihm zu stocken. War ihm jetzt der Sieg gegeben? Das Boot schoß wie ein Pfeil vorwärts, aber die Fahrt ging ihm jetzt nicht schnell genug. Das Licht wuchs und wurde heller und breiter. Da stöhnte er und lehnte sich einen Augenblick zurück.

Wenig später war der Himmel über ihm, hoch oben leuchtete wundersam die Sonne, Berg und Tal, Baum und Busch, Licht und Farbe waren ihm wiedergeschenkt. Die Durchfahrt war gemeistert, und er war Sieger.

Schicksal um Caribu.

Tiergeschichte von **Woldemar Bosenstein.**

Seine Heimat ist rauh, erbarmungsloser Kampf sein Leben. Aus der Winterherberge an den Ufern des Yukon, wo noch letzte Ausläufer lichten Waldes sich behaupten und es selbst in ungewöhnlich schneereichen Wintern Äsung gibt, bricht er mit den Seinen zu Frühlingsbeginn auf, um nordwärts zu ziehen. Auch sein Verwandter, der Riesenelch, steht hier; gelegentlich südwärts trollend trifft er Elk, den Wapiti. Dieser wiederum lebt winters mit streifenden Bisons zusammen. In den nördlichsten Ausläufern des Felsengebirges von Alaska wohnt das stattliche Dickhornschaf, und wenn Caribu mit seiner Herde beim nahenden Frühling dem Eismeer zustrebt, äsen sie oft in Gesellschaft des kleinen, temperamentvollen Polarbüffels, des Moschusochsen. Einer endlosen Kette gleich wandert das Heer der Tiere durch endlose Weiten.

Sie alle miteinander sind ganze Kerle — die Natur schenkt ihnen aber auch wirklich nichts! Drunten im Süden sorgen Grisly, Kuguar und Wolf, daß sie nicht zu sorglos werden, und hier oben der fast noch schlimmere Weißmantel, der Vielfraß Gulo und Silberfell, der große Alaskawolf.

Tausend Jahre alt mag wohl der ausgetretene Pfad sein, den die klugen und scharfsinnigen Polarhirsche nun ziehen, voran ein altes, erfahrenes Gelttier, später alle Mütter mit ihren Kälbern, zum Schluß die Hirsche, deren stattlich geschwungene Geweihe im rhythmischen Takte der knisternden Schritte wippen. Den Zug beschließt er, der stolze Platzhirsch Caribu, mit zwei nicht viel schwächeren Beihirschen.

Und dann kommt der Nachtrab. Der hat viele schlimme Gesichter, spitze Lauscher und schräggestellte Seher, die gelb und gierig das Heer der Vorantrottenden mustern, und vor denen die Mütter ihre Kinder hüten. Gesundheitspolizei ist das! Wird sie jedoch gar zu frech, wendet das Triumvirat und senkt die gefährlichen Geweihschaufeln; ärgerlich kläffend fahren die Grauhunde zurück.

Knisternd und rauschend fluten die breitgeweihten Massen ihre Straße, weit voraus die Leittiere. Ihre schönen braunen Seher, denen so leicht nichts entgeht, suchen gespannt das Gelände nach Verdächtigem ab, eifrig windet der Windfang. Von den braunen Zweibeinen freilich haben sie nichts zu befürchten; jetzt, da die Tiere abgekommen und mager in ihr Sommerrevier ziehen, lohnt sich die Jagd nicht.

Nun breitet sich der Yukon, und seine Wogen gehen schnell; von unzähligen Schmelzwassern geschwollen, führt er entwurzelte Bäume stromabwärts. Rauschend, einem Heereszug ähnlich, rinnen, von vereinzelt treibenden Schollen wenig gestört, die Wanderherden durch seine reißende Flut. Ihr Rücken ragt, zur Hälfte sichtbar, aus dem Wasser; es ist ein eigenartig schöner Anblick, diesen schwimmenden Wald vom Boot aus zu beobachten.

Jenseits strebt die Herde einer vorgelagerten Sandbank zu. Dann wälzt sie sich unaufhaltsam weiter, immer weiter gen Norden, wo die lästigen Dasselfliegen nur noch vereinzelt auftreten und daher zu ertragen sind. Hier werfen die Hirsche ihren Kopfschmuck ab und treiben die neuen Kolbengeweihe. Doch auch ihrer gefährlichsten Waffe bar verstehen sie es, sich die frechen Wölfe vom Leib zu halten; sie trommeln sie gegebenenfalls mit den kräftigen Vorderläufen elend zusammen.

Allein hier lauert nun wieder Weißmantel, der Eisbär. Moschusochsen suchen aus diesem Grunde gern die Nähe der wachsamen Hirsche.

In Büscheln hängt nun Caribus und der Seinen Winterwolle an niedrigen Sträuchern und Felsblöcken. Dunkelgrau und glatt sind sie um diese Zeit — doch schon beginnt sich der neue Winterpelz zu bilden, dazu die lange, weiche und weiße Mähne. Über alle Hirsche kommt jetzt die große Unruhe, eindrucksvoll hallt ihr Brunstruf, und trotzig kämpfen sie miteinander. Da geschieht es wohl, daß sie stundenlang zerren müssen, bis die verflochtenen Geweihe sich wieder frei geben. Manch ein Paar kommt nicht mehr auseinander — dann erscheint Weißmantel und spielt den Schlichter, oder es kommen die Grauen.

Es beginnt die Zeit üppigster Völlerei. Oh, er ist schön, der kurze Polarsommer! Die leckeren Kräuter stehen in vollem Saft, schmackhafte Blätter leuchten an den zwerghaften Bäumen. — Doch mitten hinein ins strahlende Leben fährt urplötzlich der Nordsturm mit Regen, Schnee, Hagel und Blizzards, die viele, viele von ihnen umbringen. Da wacht in den Rennen die Sehnsucht auf, zurückzukehren zu ihren Winterherbergen, wo es wenigstens Flechten zu äsen gibt.

Sie haben tüchtig Feist angesetzt, und die Kälber vom Frühling sind schon gut herangewachsen. Nun liegen am Fluß die Rothäute im Hinterhalt. Und sie warten meist nicht vergebens, ist doch trotz aller Vorsicht und Klugheit der uralte Wanderinstinkt der Tiere stärker als alles andere...

Überstanden sind die Fährlichkeiten der Rückwanderung. Nur noch einer seiner Gefährten trollt an Caribus Seite, den anderen riß der scharfe Tod. Wieder äst er mit den Seinen gelassen die Renntierflechte, wieder steht Breitschaufel, der Elch, in seiner Nähe. Stumm blicken die zwei Recken einander an. Ob wohl tief im Dunkel ihrer wilden Seelen ein Wissen schlummert von dem Alter ihrer Geschlechter?



Lustige Ecke



Der Fuchs im Schaufenster



und die vorsichtige Katze.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.